

18]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Ich hatte mein Geschäft mit Davidoff abgewickelt und dabei ganz gut verdient. Er wollte mich nun überreden, mit ihm auch die Lieferung von Steinkohlen zu übernehmen. Der Vertrag sollte auf mehrere Jahre abgeschlossen werden. Ich hatte aber nicht die Absicht, mein kleines Kapital auf so lange Zeit festzulegen und dadurch gebunden zu sein, bat mir Bedenkzeit aus und beriet die Sache mit Petroff. Mein Haus nur zu einer Erholungsstätte für Revolutionäre zu machen, dazu hatte ich keine Lust; das befriedigte mich nicht.

Eine Druckerei hier einzurichten und in ständiger Verbindung mit den Revolutionären in der Gouvernementsstadt und in den anderen Städten zu bleiben, würde doch über kurz oder lang Verdacht erwecken, und das Ende vom Liede wäre meine Verhaftung. Ich sagte daher zu Petroff, es lode mich mehr, mit Anna Michailowna zusammen zu arbeiten und nicht auf einer Stelle zu sitzen, sondern heute hier und morgen dort tätig und der Partei von Nutzen zu sein. Petroff war entgegengelegter Meinung: „Gewiß ist das ein guter Plan, aber noch besser wäre es, wenn Sie hier blieben und eine regelrechte Druckerei einrichteten. Ich und Smirnow werden Ihnen dabei helfen, und wir lassen sofort alles fallen, wenn auch nur der kleinste Verdacht rege wird. Sie brauchen nicht dieses langjährige Geschäft mit Davidoff abzuschließen. Sie können irgend etwas von kurzer Dauer übernehmen, wo Sie nicht Ihr ganzes Geld hineinzustecken brauchen. Wenn es mit unserer Druckerei schlecht geht, so haben wir dann alle drei Geld zur Flucht. Sie dürfen nicht vergessen, daß hier mehrere tausend Arbeiter sind; das ist ein großes Arbeitsfeld. Außerdem wird die Druckerei so eingerichtet werden, daß wir nicht bloß für Petrowka arbeiten, sondern auch für andere Städte. Auch haben wir schon alles hier, höchstens müssen wir uns mehr Schrift verschaffen und eine bessere Druckpresse.“

Ich entschloß mich nun zu bleiben und mit Petroff und Smirnow gemeinsam die Arbeit fortzusetzen. Die Rollen waren so verteilt, daß ich mein altes Leben weiterführen und die Geschäfte besorgen sollte, Petroff sollte Subagent werden und Smirnow die Stelle eines Sekretär bei mir bekleiden, wenn die Druckerei eingerichtet war. Wir wollten dazu ein Zimmer, das uns als Abgelegener diente, benutzen; dort konnten am Tage Smirnow und Petroff abwechselnd drucken, und am Abend würden wir alle drei an der Arbeit sein. Wir hatten schon beschlossen, wann wir in die Steppe hinausfahren wollten, um die vergrabenen Schriften und die Handpresse zu holen; außerdem sollten ich oder Petroff in Kiew neue Schrift und was noch zum Drucken nötig war besorgen.

Eines Abends saß ich wieder einmal mit dem Pristaw und dem Postmeister zusammen, als sich der erstere plötzlich an mich wandte und fragte:

„Sagen Sie mal, kennen Sie den Smirnow gut? Woher haben Sie ihn eigentlich?“

„Gut kenne ich ihn gerade nicht,“ antwortete ich, denn ich ahnte, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. „Ich habe einen Bekannten in Moskau gebeten, mir einen jungen Mann zu empfehlen, als Petroff verreist war; er sollte nur kurze Zeit bleiben, aber es war mir doch peinlich, ihn wieder gehen zu lassen, bevor er eine neue Stellung hatte. Ich hoffte, daß er vielleicht hier in der Fabrik im Kontor ankommen könnte, das geht aber nicht so leicht. Nun behalte ich ihn noch eine Zeit.“

„Wissen Sie auch,“ sagte der Pristaw, „daß er hier mit verschiedenen verdächtigen Personen bekannt ist?“

„Ich kümmere mich nicht um seine Privatangelegenheiten,“ antwortete ich.

„Oh — na, Sie müssen aber doch vorsichtig sein,“ meinte der Pristaw. „Ich habe schon von vielen Seiten gehört, daß Smirnow sonderbare Reden führt. Er soll z. B. einem Arbeiter erklärt haben, daß all das Elend in der Welt nur von einer schlechten Verteilung des Geldes stamme. Ich habe ihm schon von Anfang an nicht getraut. Alle diese Studenten interessieren sich, anstatt zu studieren, für Dinge, die sie gar nichts angehen. Er gehört wahrscheinlich auch zu denen, die in der Universität Unruhen stiften. Denkt er vielleicht, daß

er feiner ist als wir? Bei uns will er nicht sitzen und läuft dafür zu allerhand verdächtigen Personen.“

„So schlimm wird es wohl nicht sein!“ meinte ich.

Petroff unterstützte mich und sagte:

„Er kann nichts vertragen, und mit uns hier zu sitzen, ist für einen Menschen, der nichts trinkt, kein Vergnügen. Zu Hause paßt ihn die Langeweile, und so geht er dann zu bekannten Ingenieuren oder anderen Leuten.“

Nach Hause zurückgekehrt, fragten wir Smirnow, mit wem er in Petrowka verkehre, und erzählten ihm, wie sich der Pristaw über ihn geäußert habe. Petroff sagte:

„Sie müssen sich etwas vorsichtiger benehmen. Wenn wir unsere Druckerei hier einrichten, kann uns jede Kleinigkeit schaden. Was sind das für Bekanntschaften, die Sie da gemacht haben?“

Smirnow antwortete:

„Es sind Leute, die bei dem Streik mitgewirkt haben und jetzt wieder etwas vorbereiten wollen. Sie arbeiten wenigstens!“

Petroff erwiderte:

„Soll das ein Vorwurf sein und heißen, daß wir nicht arbeiten? Ich kenne alle Leute, die bei dem Streik mitgewirkt haben, und weiß, daß keiner von ihnen mehr hier ist. Entweder sind das also Menschen, die nur reden und sich mit fremden Federn schmücken, oder — was noch schlimmer ist — sie stehen im Dienste der Polizei. Mit Ihren Bekannten, lieber Smirnow, können Sie uns sehr schaden! Ich bitte Sie dringend: seien Sie vorsichtiger. Vergessen Sie nicht, daß sonst nicht nur auf Sie ein Verdacht fällt, sondern auch auf uns.“

„Ich glaube doch, über meine Bekanntschaften und über meine Neigungen frei verfügen zu können,“ antwortete Smirnow gereizt. „Ich weiß sehr genau, was ich tue, und finde es lächerlich, sich mit allerhand phantastischen Plänen abzugeben, anstatt wirklich zu handeln.“

Am nächsten Morgen sagten Petroff und ich zu Smirnow, daß wir es für vernünftiger hielten, wenn er in den nächsten Tagen abreiste.

„Das kann ich auch heute tun! Ich liebe es nicht, Gastfreundschaft von Leuten zu genießen, die mir unsympathisch sind. Ich hasse Leute, die weiter nichts tun, als reden. Ich bin jetzt schon anderthalb Monate hier, führe ein gutes Leben, nehme teil an allerhand theoretischem Quatsch, und weiter geschieht nichts. — —“

„Sehen Sie denn nicht,“ antwortete Petroff, „daß wir hier etwas Großes planen? Das muß genau besprochen, vorsichtig angefangen und ebenso durchgeführt werden. Wir wollen durch unsere Pläne nicht bloß Petrowka und den hiesigen Arbeitern nützen, sondern einem ganzen großen Distrikt, und ich will Ihnen noch sagen, daß, wenn wir nicht so vorsichtig gewesen wären, wir bei dem Streik nicht so nützlich hätten sein können.“

„So? — — Sie haben bei dem Streik auch mitgewirkt?“ fragte Smirnow, „davon habe ich nichts gehört. Kein einziger von meinen Bekannten hat Sie oder Michailoff erwähnt.“

„Daraus sehen Sie,“ antwortete Petroff ruhig, „wie gut Ihre neuen Bekannten orientiert sind. Geben Sie doch zu, daß Sie mit der Anknüpfung Ihrer Bekanntschaften eine große Dummheit begangen haben! Warum haben Sie uns nicht zuerst gefragt? Wir sind doch länger hier als Sie und kennen die Leute.“

So ging die Auseinandersetzung weiter. Smirnow blieb bei seinem Standpunkt und zog trotz unserer Warnung nach Petrowka. Wir beschlossen, die Dinge, die da kämen, ruhig abzuwarten und die Druckerei nicht sofort einzurichten.

Ich glaube, es war kaum eine Woche vergangen, als ich von Davidoff hörte, Smirnow sei in der Nacht verhaftet und nach der Gouvernementsstadt gebracht worden. Als ich es Petroff mitteilte meinte er:

„Die Sache steht faul, ich glaube, wir müssen unseren Plan fallen lassen. Es ist das Beste, wir reisen bald fort. Ich gehe nach Odessa, und Sie setzen sich in Verbindung mit Anna Michailowna und können mit ihr zusammen etwas Vernünftiges ausdenken. Ich weiß nichts Genaues, habe aber so eine Ahnung, daß Smirnow seinen Bekannten doch einiges über uns erzählt hat. Das wäre fatal.“ —

„Hoffentlich hat er nichts über Abramoff und Anna Michailowna gesagt,“ meinte ich.

„Biel wird er nicht erzählt haben. Ich weiß aber nicht, warum ich einen Verdacht gegen seinen Bekannten aus Moskau habe. Es ist sonderbar, daß der nicht verhaftet ist! Wir wollen doch heute abend hinüberfahren, vielleicht gelingt es uns, aus unserem Freunde, dem Pristaw, etwas Näheres herauszuholen.“

Wir erfuhren aber nichts, und es fiel uns auf, daß der Pristaw diesmal ziemlich kühl gegen uns war. War es Einbildung, oder wußte er etwas? Ich gab Petroff jetzt doch recht, als er meinte, wir sollten schon in den nächsten Tagen abreisen.

Ich erledigte schnell und möglichst unauffällig meine Angelegenheiten, ließ die Agentur mit allen Geschäften liegen, schrieb anstandshalber einen Brief an den Oberinspektor und teilte ihm mit, daß ich auf unbestimmte Zeit verreisen müsse und hätte, einen Vertreter zu senden. Ein paar Sachen hatte ich schon vorher nach der Gouvernementsstadt geschickt, und in der Nacht reisten wir mit wenig Gepäck ohne Abschied fort. Petroff fuhr nach Odessa, während ich nach Moskau aufsuchen wollte, bevor ich zu Abramoff reiste.

Moskau war immer der Ort, wohin ich zurückkehrte, denn dort hatte ich die ersten Verbindungen angeknüpft. Inzwischen waren einige meiner Bekannten verhaftet, die anderen wagte ich nicht sofort aufzuzuchen. Ich dachte viel darüber nach, wieviel Opfer, Zeit und Energie die Freiheitsbewegung verlangte. Mir schien es, daß man vielleicht mit weniger Verschwendung an Kraft größere Resultate oder genau dieselben erzielen könnte; eine Geheimdruckerei kann nicht lange existieren, dachte ich, die Gendarmen spüren sie auf, und eine Menge Menschen, viel Zeit und Geld sind verloren. Wäre es nicht vielleicht vorteilhafter, wenn man die Sachen im Auslande drucken ließe und sie hinüberschmuggelte? Ich wußte wohl, daß es im Auslande ein paar Druckereien gab, wußte aber auch, daß der Schmuggel sehr schwierig sei und eventuell teuer zu stehen komme.

Meine Gedanken kehrten oft zu Anna Michailowna zurück, und ich grübelte darüber nach, ob man nicht mit ihrer Hilfe dort in der stillen Gegend, wo sie sich jetzt aufhielt, eine Druckerei in größerem Stil einrichten könnte. Die Schriften und die nötigen Pressen könnte man billig im Auslande erstehen und sie geschickt herüberschmuggeln, denn das Material, das man in Rußland selbst erhielt war nicht von erster Güte und war auch nur unter viel mehr Schwierigkeiten zu bekommen, als im Ausland. Ich fühlte mich ziemlich unglücklich, denn der ganze Tag war ohne Beschäftigung verlaufen; ich mußte mir auch in irgend einer Weise ein Nachtquartier verschaffen, aber mein Paß auf den Namen Michailoff konnte schon wertlos geworden sein, d. h. meine plötzliche Abreise aus Petrovka konnte meinen lieben Bekannten, den Pristaw, stübig gemacht und er möglicherweise nach Moskau depechiert haben.

Es war nur eine Vermutung, vielleicht grundlos, trotzdem wagte ich nicht, in einem Hotel abzustiegen, wo man mich bestimmt nach einer Legitimation gefragt hätte. Ich beschloß daher, den Abend in einem Restaurant zu verbringen und dann in später Nachtstunde eins von den Hotels aufzusuchen, die speziell für Liebespaare eingerichtet sind, und wo man nicht nach einer Legitimation gefragt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geographie des Tabaks.

Von Dr. J. Wiese.

Man mag die Rauchfrage — oder besser die Frage des Rauchens — von einer Seite betrachten, wie man will, sie ist heute, wo die Gewissensfreiheit des Rauchens so allgemein verbreitet und die Tabakindustrie ein gewaltiger wirtschaftlicher Faktor geworden ist, keineswegs so leicht im Sinne derjenigen Hygieniker zu lösen, die der Rauchgewohnheit den Krieg bis aufs Messer erklärt haben.

An Maßregeln aller Art und polizeilichen Verböten jeder Natur, die dem Rauchen, wenn man so sagen darf, den Aft abjagen sollten, hat es wahrlich nicht gefehlt. Eine wahre Euphorie hat sich im Laufe der Jahrhunderte abgemüht, das „Laster des Rauchens“, die „törende Trunkenheit“, wie man früher das Rauchen in Deutschland nannte, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Um seinen Untertanen das Laster auszutreiben, verfügte Sultan Amurath IV., daß er tappten Rauchern die Pfeife durch die Nase zu treiben sei. Mit ähnlichen Radikalismen bekämpfte gleichzeitig auch das russische

Zarentum die Tabakssucht. Der Haupttabakspolitiker im Kreml war Jar Michael Feodorowitsch, der 1634 ein ganz detailliertes Rauchverbot mit schlagenden Gründen in des Wortes wahrer Bedeutung losließ. Außer dem „Trinken“ des Tabaks ward auch der Handel damit unter Todesstrafe und Vermögenskonfiskation gestellt. „Verbessert“ wurde der Maß durch den nächsten Jaren Alexei Michailowitsch. Darin waren für die verschiedenen Grade der Schuld verschiedene Straffstufen vorgesehen. Knute, Folter, Nasenschlitzen und Nasenabschneiden sollten dazu dienen, die Tabakssünder zur Einsicht zu bringen. 1690 führte das Tabakverbot in der Stadt Pskow, dessen Obrigkeit das Rauchen auf den Straßen und sogar in manden Teilen der Häuser verboten hatte, zu einem heftigen Aufstand, der durch 700 Mann Militär gedämpft werden mußte; bekannt ist, daß auch im vormärzlichen Berlin das Rauchen auf der Straße verboten war und dieses Verbot zu häufigen Kaufereien mit der Polizei Veranlassung gab. Weniger bekannt dürfte sein, daß noch ein Stück jener vergangenen Rauchpolitik in die Gegenwart hineinragt: Das ist in England der Fall. Auf dessen Boden ist noch heute der Anbau von Tabak bei einer Strafe von 1600 Pfund oder 32 000 Mk. pro tabaktragender Aker untersagt. Dies horrende Gesetz wird heute mit finanztechnischen Gründen verteidigt, weil es leichter und billiger sei, von importiertem Tabak an der Handelsgrenze Zoll, als von einheimischem Tabak im Lande Steuern zu erheben. Als aber das Anbauverbot vor 2½ Jahrhunderten — 1652 — erlassen wurde, war das Motiv ein ganz anderes. Da bezweckte das Gesetz Hochbringen des Tabakbaus und -Handels der englischen Kolonien in Amerika, aus denen nun längst die Vereinigten Staaten geworden sind. Die Tabakpflanze aus Virginien und Maryland waren nicht faul, ihrerseits das „Glück noch zu verbessern“. Sie erließen nämlich, um die Preise hochzuhalten, ein Gesetz, das den Tabakbau der beschäftigten Negerknechte auf 6000 Pflanzen beschränkte. In besonders ertragreichen Jahren wurde gelegentlich noch nachgeholfen, indem eine bestimmte Menge Tabak einfach verbrannt wurde, wie es ja auch die Holländer ähnlich auf den Molukken mit Gewürzen gemacht haben, um einen Preissturz zu verhindern.

Als aber alle Verbote der Gewohnheit des Rauchens keinen Abbruch taten und mehr noch, als die europäischen Staatskünstler den Tabak auch nach der finanziellen Seite zu beachten angingen, war dieser nicht nur geduldet, sondern sein Anbau in vielen Staaten befohlen und dem lange verfolgten Fremdling das Indigenat erteilt. Seit dieser Zeit hat sich auch der Gebrauch des Tabaks in manden Ländern stark verbreitet, ebenso seine Kultur immer mehr ausgedehnt, so daß es nur wenige zivilisierte Völker gibt, bei denen nicht der Tabakbau eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielt. Damit kommen wir zu der so wichtigen und interessanten Frage der geographischen Verbreitung des Tabaks.

Obgleich der Tabak zu seiner normalen harmonischen Entwicklung eines warmen (subtropischen) Klimas bedarf, hat man im Laufe der Zeit doch gelernt, auch unter weit höheren Breiten durch geeignete Kulturmethoden ein allerdings minder wertvolles, aber doch durchaus brauchbares Produkt zu erzielen. So wird in Europa noch auf dem 62., ja 63. Breitengrade Tabak gebaut, während für das in dieser Beziehung ja stiefmütterlich bedachte Amerika als Grenze der Tabakkultur der 40. Grad nördlicher und 35. Grad südlicher Breite angegeben wird.

Für die Welt der Raucher erzeugt Amerika, der Häufigste Erdteil des Tabakbaues, nach wie vor nicht nur den besten, sondern auch nächst Asien den meisten Tabak, und zwar liefert jedes der drei Glieder des gewaltigen Kontinents je eine wegen ihrer spezifischen Eigenschaften hochgeschätzte und nahezu unentbehrliche Tabaksorte. Nordamerika bringt die für manche Zwecke völlig unersetzbaren Virginia-Kentucky-Tabake hervor, Zentralamerika resp. Westindien den Tabak par excellence; den auf Kuba in der Savanna gebauten Tabak gleichen Namens, und Südamerika bietet den zur Fabrikation mittelguter Zigarrensorten kaum zu entbehrenden Brasil dar. Die Gesamtproduktion Gesamtamerikas beziffert sich nach Kieflings Tabakkunde auf jährlich 300 Millionen Kilogramm.

Die Tabakproduktion Australiens ist mit etwa 3¼ Millionen Kilogramm unbedeutend, auch die Afrikas, das etwa 50 Millionen Kilogramm produziert, in neuerer Zeit aber der Tabakkultur mehr Aufmerksamkeit schenkt, ist im Vergleich zu der der anderen Erdteile kaum beachtenswert. Dagegen liefert dem Raucher Asien große Mengen von Tabak und zwar zum Teil Sorten von hervorragender Güte. Kleinasien, die Levante, liefert unter anderen Sorten den bekannsten Samfun, nach einem Bezirk der Provinz Trapezunt so genannt. Als Ehrhens feinste Sorte gilt unstrittig der sogenannte Pattakia. Der syrische Tabak wird nicht eigentlich dem Fermentationsprozeß unterworfen, sondern beim Herdfeuer langsam ausgetrocknet und gleichsam geräuchert. Je nach der Farbe, die erzielt werden soll, bedient man sich verschiedener Brennholzarten. In Persien ist der Tabak eines der wichtigsten Kulturgewächse und bildet einen hervorragenden Ausfuhrartikel. Besonders feinen Tabak raucht der Perser aus der Wasserpfeife, er wird hauptsächlich in den Provinzen Schiras, Isfahan, Kaschan, Rum, Rewahand usw. gebaut. Der Tabakbau Vorderindiens ist ebenfalls sehr bedeutend. Der Hinterindien dagegen raucht wenig, laut aber mit Vorliebe Bethel. Nicht bloß alle Stände, sondern auch beide Geschlechter in Vorderindien atmen den wohlriechenden Rauch ein, und der Unterschied besteht darin, daß das Instrument, aus welchem geraucht wird, eine andere Gestalt hat und die Sorte des Tabaks, der geraucht wird, ebenfalls eine ganz andere ist. China, wo der Brauch des Rauchens so allgemein ist, daß zur Kleidung des Chinesen vom 8. oder 9. Jahre an eine kleine, seidene Tabakstasche und eine Pfeife gehört, produziert in allen seinen Provinzen Tabak, führt aber nur wenig

aus. Japans Ausfuhr hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, der Japaner selbst raucht am liebsten den in der Provinz Simga auf einem lockeren vulkanischen Tuffboden wachsenden Tabak. Dem philippinischen Produkt rühmen die Raucher besonders das Aroma nach, das an Feinheit demjenigen Havannas nur wenig nachgibt. Die herrlichsten Sorten liefern die großen Plantagen in den nördlichen Teilen der Insel Luzon; die allerfeinste Sorte soll im Distrikt Sapom erzeugt werden. Auch die Inseln Leyte und Negros bringen ein bestes Gewächs hervor, welches aber im freischen Zustande so scharf schmeckt, daß man es bis zum Verbrauch mehrere Jahre lagern lassen muß. Unter den ostindischen Inseln oben an steht aber, wenigstens was die Qualität des Erzeugnisses betrifft, Sumatra, daneben Java. Der in riesigen Mengen gebaute Tabak wird in grünem Zustande geschnitten, er bekommt dadurch einen süßen Geschmack und wird entweder zu Zigaretten oder Kautabak verarbeitet. Der Tabak Sumatras bildet infolge seiner großblättrigen und dabei doch zarten und elastischen Beschaffenheit ein ausgezeichnetes Deckmaterial, das für die Raucher bei der Auswahl oft bestimmend ist. Die Gesamtproduktion Asiens dürfte sich auf 250 Millionen Kilogramm belaufen.

Während Portugal, Spanien, Skandinavien und Großbritannien gar keinen oder doch nur geringen Tabakbau besitzen, erfreuen sich die Produkte der flämischen Provinzen Belgiens und mehr noch die holländischen Orte Amerfoort, Nylert, Boudenberg und Booshuizen wegen ihrer guten Eigenschaften eines wohlverdienten guten Rufes. In Frankreich ist der Tabakbau nur nach Uebereinkunft mit den Monopolbehörden gestattet, an welche die Gesamtente abzuliefern ist. Auf verhältnismäßig hoher Stufe steht Deutschlands Tabakkultur. Die hauptsächlichsten Anbaubezirke befinden sich am Mittelrhein (Pfalz) und an der unteren Oder (Uckermark).

In Oesterreich-Ungarn raucht man Monopolzigarren; der Tabakbau unterliegt der Bewilligung der Staatsverwaltung, und die Ernte muß — abgesehen von gewissen Ausnahmen — an die Einlöschungsmagazine zu den für die verschiedenen Blättergattungen festgesetzten Preisen abgeliefert werden. Südtirol, Ostgalizien mit der Bukowina und die große ungarische Tiefebene sind die drei Hauptgebiete des Tabakbaues, unter ihnen, die sowohl hinsichtlich der Quantität als auch der Qualität des erzeugten Tabaks große Verschiedenheiten aufweisen, steht Ungarn, das den ersten Rang unter den Tabak erzeugenden Ländern Europas einnimmt, an erster Stelle. Die zweite Stelle gebührt, wenn man von der Balkanhalbinsel absteht, dem russischen Reiche. Als die Hauptbezirke sind die Gouvernements Samara, Tschernigow und Woltawa zu nennen. Das russische Kontinentalklima mit seinen heißen, trockenen Sommern begünstigt den Anbau gewöhnlicher Sorten von scharfem Geschmack und starkem Geruch, Eigenschaften, welche ja vielfach sehr beliebt sind. Bessere Qualitäten aus türkischen oder amerikanischen Samen werden vorzugsweise in den Küstengebieten des Schwarzen Meeres erzielt. Der Anbau, der keinerlei staatlicher Beaufsichtigung unterliegt, liegt meistens in den Händen kleiner Bauern und ist nicht selten deren einziger Erwerbsteil.

Die Türkei liefert besonders dem Heere der Zigarettenraucher die feinsten Tabaksorten. Allerdings sind die Qualitätsunterschiede so groß, daß die Preise zwischen 40 und 550 Pf. pro Kilogramm schwanken. Relativ ansehnliche Mengen Tabak, der dem türkischen an Güte wenig nachgibt, produziert Rumänien, ebenso Griechenland, dessen Erzeugnisse einen gesuchten und gut bezahlten Ausfuhrartikel bilden. In Serbien steht die Tabakkultur noch auf ziemlich niedriger Stufe, da sich die Bauern trotz der behördlichen Unterstützung und trotz der günstigen natürlichen Bedingungen zu keiner sachgemäßen Pflege dieses anspruchsvollen Kulturgewächses bequemen wollen. In Italien dagegen unterliegt die Kultur der behördlichen Kontrolle, sein Tabakbau beschränkt sich auf 8 Arrondissements. Die Tabakproduktion Europas beträgt 198 Millionen Kilogramm.

Insgesamt verpuffen, schnupfen und lauen die Menschen 800 Millionen Kilogramm, gewiß eine hohe Zahl, die am deutlichsten den Nachweis erbringt, daß der Tabak nicht nur zum unentbehrlichen Lebensbedürfnis, sondern auch ein gewaltiger Faktor im menschlichen Leben geworden ist, dessen Bedeutung für das Gesamtwohl auch diejenigen nicht verkennen werden, die als Apostel der Hygiene den Tabak in Acht und Bann erklärt haben.

Kleines feuilleton.

Ein Theaterkrieg von ehemals. Die Theaterkandale sind wohl so alt wie das Theater selbst. Zu wahren Schlachten wachsen sie sich aber dann aus, wenn eine bis dahin herrschende literarische Richtung von einer neuen, emporstrebenden bedroht wird. In aller Erinnerung sind noch die Kriege, die der Naturalismus auf und vor der Bühne mit der Kulissentradition führen mußte. Er eroberte siegreich Bühne und Zuschauerraum. Ohne Kämpfe gehts eben nirgends ab. Als der bis in das erste Drittel des vorigen Jahrhunderts despotisch regierende Klassizismus in Frankreich von den Romantikern bestürmt wurde, gab es auch hier eine erste große Schlacht vor der Bühne, wie sie sich in solcher Extase, mit solchem Aufwand an Mitteln kaum häufig wiederholt haben dürfte. Das Théâtre français in Paris hatte Victor Hugos „Hernani“ zur Auf-
führung angenommen. Die erste Vorstellung war auf den

25. Februar 1830 anberaumt worden. Zunächst setzten die Klassen alle Hebel in Bewegung, die Aufführung überhaupt zu vereiteln. Sieben Akademiker, bis dahin ständige Theaterstücklieferanten des Théâtre français, reichten ein Gesuch an Karl X. ein, worin verlangt wurde, daß allen Stücken der neuen (romantischen) Schule die Bühne verschlossen bleibe. Vergeblich. Der König lehnte ab, hier eingzugreifen. Man versuchte andere Mittel. Ein Klassiker wußte sich Eingang zu einer der Proben des „Hernani“ zu verschaffen, um das Stück kennen zu lernen und es vor der ersten Aufführung lächerlich zu machen. Das geschah auch. Einige Tage vor der Premiere brachte das Vaudeville-Theater eine Parodie auf das Hugosche Stück. Auch den Zensoren wurde nachgesagt, daß sie mit den Klassikern unter einer Decke ständen und diesen die wörtliche Kenntnis gewisser Teile des Stückes zugänglich gemacht hätten. Jedenfalls wurde mit allen Mitteln — und nicht den feinsten — gearbeitet, um Victor Hugo, den Führer der Romantiker, von der Bühne fernzuhalten. Erreicht wurde nur, daß ganz Paris in fieberhafter Spannung auf die erste Vorstellung des „Hernani“ wartete und jeder eine Einlasskarte zu der Vorstellung zu erhalten trachtete. Für die schlechtesten Plätze, für irgend einen Winkel wurden enorme Preise gezahlt. Den Schauspielern war anscheinend gar nicht wohl in ihrer Haut. Als Victor Hugo sich am Tage vor der Vorstellung die übliche Wirksamkeit der begahlten Klatscher energisch verbat, sahen die Mimen mit Entsetzen einen schauerhaften Durchfall kommen. Hugo konnte leichts Herzens auf die Lohndiener zurückblicken: an ihrer Stelle standen hunderte begeisterte Anhänger bereit, um die gute Sache des Romantizismus mit wildeste Energie zu verteidigen. Balzac, Verlioz boten sich mit vielen anderen guten Namen an. Theophil Gautier, damals neunzehn Jahre alt, glühte vor Begeisterung, die Rolle eines Unterführers jener Truppe zugesprochen zu erhalten. Oberstkommandierender war Nerval. Gautier aber wollte auch eine Uniform. Er entwarf selbst den Schnitt einer roten Weste, ließ sich ein grünes Weinkleid mit Samtstreifen und einen schwarzen Rock mit breiten Samtkragen machen. Auch die übrigen „Soldaten“ paradierten in den aller-verschiedensten, seltsamsten und ganz unmöglichen Kostümen — natürlich lediglich zu dem Zweck, um gegen alles Hergebrachte aufs deutlichste zu demonstrieren. Diese wirklich romantische Oeuvre sollte auf ihre Bitte früher als gewöhnlich Eintritt ins Theater erhalten; man wollte sich ungepörrt in allen Rängen des Hauses verteilen, die günstigsten Positionen besetzen und das feindliche Armeekorps der Klassiker zersplittern und umzingeln. Um 8 Uhr sollte die romantische Armee sich einfinden, um 12 Uhr mittags war sie schon vor dem Theater. Die Vorübergehenden blieben erstaunt stehen vor dieser Menge unerklärlicher Erscheinungen. In seinem Werke „Victor Hugo und seine Zeit“ beschreibt Otto Weber (nach Barbou) diese Situation: Die Einen trugen weiche Hüte und Zoppen, die Anderen Röde aus Samt und Seide mit reichem Pelzbesatz, oder sogenannte „Brandenburger“, eine Modgattung mit sehr langen Ärmeln. Andere hatten sich mit spanischen Mänteln geziert und stemten stolz die Faust in die Hüfte. Wieder andere hatten sich mit den sonderbarsten Haartouren herausgehüht. Es sah aus, als hätte „Jungfrankreich“ den Laden eines Perrückenmachers gestürmt, und als hätte jeder aufgejagt, was ihm gerade in die Hand kam, um dadurch den Glauben zu erwecken, als gleiche man einem Ribens, einem Velasquez oder einem Helben aus der Revolutionszeit. Damit war es aber noch nicht genug. Um dem guten Geschmack des Spießbürgers ins Gesicht zu schlagen, befanden sich auch einige darunter, die das Haar ganz lang bis auf die Schultern trugen oder gar einen Vollbart sehen ließen. Zu Beginn des Jahres 1830 stand der Bart so sehr in Verruf, daß kein junger Mann aus irgend welchem Gesellschaftskreise, der einen Schurr- oder Badenbart trug, eine Frau bekommen hätte. . . . Die Wärfte und langen Haare brachten die Philister noch mehr auf als die abenteuerlichsten Kostüme. Waren auch die Haare sorgfältig gekämmt und die Schurrbärte gut gewidert, so skandalisierte man sich doch darüber und die großen und kleinen Journale jener Zeit verbreiteten mit Entsetzen die Nachricht in ihren Spalten, daß eine Bande von schmutzigen Landstreichern den Generalstab der romantischen Poesie ausmache.

So kam denn fast schon auf der Straße zu einem Vorgefecht. Man betrat die vor dem Theater stehenden mit Schmutz, Genieseresten und dergleichen. Balzac wurde ins Gesicht getroffen. Aber die Romantiker liegens gekehren und wehrten sich nicht, um die Einmischung der Polizei zu verhindern, die womöglich den ganzen Feldzug vereiteln hätte. Um 2 Uhr wurde das Theater geöffnet und die Truppen verteilten sich. Sie hatten sieben Stunden bis zum Beginn der Vorstellung zu warten! Aber man unterhielt sich sehr gut, aß und trank die mitgebrachten Vorräte, und sang gelegentlich. Endlich kam der Abend heran. Die Lichter flammten auf. Das Schauspiel vor der Bühne begann. Weber schreibt darüber: So oft die Tür einer Loge aufgemacht wurde, richtete „Jungfrankreich“ seine Blicke dorthin und ließ, falls eine hübsche Frau Platz nahm, lauten Beifall erschallen. Die für schöne Formen schwärmenden Künstler machen sich nichts aus Edelsteinen und Toiletten. Als aber Fräulein Delphine Gah, die spätere Frau von Girardin, erschien, mit ihren blonden Haaren, ihrer vollendeten Grazie im Auftreten und schön wie eine Statue, erlötete eine dreifache Salve begeisterten Zurufe. Sie trug ein einfaches Musselinkleid mit blauer Schärpe. Bald stellten sich auch die Klassiker ein und das ganze Orchester war mit akademischen Schädeln vollgepfropft. Unmittelbar darauf ging der Kampf los. Die aufgeregte Menge murzte und knurrte. Es war, als ständen sich zwei Armeen gegenüber. Stolz, gehobenen Hauptes, mit der Wut im Herzen tauchten die Gegner vorläufig nur böse Blicke miteinander aus. Gautiers rote Weste

War die Zielscheibe aller Augen. Der junge Romantiker hatte sich im Parkerte hoch aufgepflanzt, lachte verächtlich auf die, welche ihn anglohten, und zuckte die Schultern, im übrigen bereit, den Ersten, der ihn zu provozieren Lust hatte, mit einem Faustschlag niederzuschmettern. Da ihm eine wunderbare Körperkraft zur Seite stand, so sehnte er sich eigentlich nach einer Gelegenheit, die Pflichter zu gütigen, wie vordem Simson sie gezüchtigt hatte. Dampf rollte der Donner. Der Tumult wuchs. Beleidigungen wurden wechselseitig ausgetauscht, und man wäre ganz gewiß handgemein geworden, wenn nicht plötzlich die drei Hammerschläge erfolgt und der Vorhang in die Höhe gegangen wäre, wodurch sich die Erregung im Publikum einigermaßen legte.

Weber schildert, wie die Klassiker nach Wendungen und Worten spähten, um laut ihre Kritik daran zu knüpfen, wie die Romantiker dagegen ankämpften und man sich gegenseitig schließlich zurief: „An den Vaterneupfahl!“ Durch Fischen, Lachen, Wischern, Trampeln, durch alle erdenklichen Mittel suchten die Klassiker das Hugosche Stück zu Fall zu bringen, um endlich doch der stärkeren Lungenkraft und dem grenzenlosen Enthusiasmus der Romantiker zu erliegen. Der Klassizismus hatte eine erste gewaltige Schlappe erlitten. Dem Romantizismus war die Bahn gebrochen.

Weberns Got nach dem vierten Akt der Verleger Mamé dem Autor 6000 Franken für das Manuskript des „Hernani“. Hugo akzeptierte. Sein Vermögen bestand an dem Abend gerade noch aus 50 Franken. —

Meteorologisches.

Die schlagenden Wetter und das Barometer. Schon seit längerer Zeit ist die Wissenschaft bemüht, die Wechselwirkung zwischen den atmosphärischen Veränderungen, die den schlagenden Wettern vorausgehen pflegen, und dem Barometer zu präzisieren. Die Versuche, die in dieser Hinsicht in England gemacht wurden, sollen bereits bemerkenswerte Resultate gebracht haben; in Frankreich dagegen haben, wie die „Annales“ berichten, die Untersuchungen der Ingenieure nicht die gleichen Resultate geliefert. Die Explosionen, die sich am 28. Januar in dem Beden von Lens und bei Saarbrücken ereigneten, haben hierin manche interessante Fingerzeige gegeben; denn diese Explosionen, die sich merkwürdigerweise fast zu gleicher Zeit ereigneten, erfolgten beide unmittelbar nachdem der Barometer, der bis dahin sehr hoch gestanden hatte, einen ziemlich raschen Abstieg erlebt hatte. Ohne die anderen Ursachen zu verkennen, die zu der Gleichzeitigkeit des Phänomens beigetragen haben können, zeigt sich hierin doch eine Übereinstimmung, die den früheren Untersuchungen und Beobachtungen neuen Halt gibt. Der Astronom am Pariser Observatorium S. Bjourdan hat sich mit den Barometerschwankungen während der Wetter in Lens und Saarbrücken eingehend beschäftigt. Während der ersten zwei Drittel des Januars blieb der Barometer ziemlich gleichmäßig in der Höhe; er schwankte zwischen 766 und 774. Dann zwischen dem 20. und 27. Januar oszillierte er zwischen 765 und 770. Vom 27. Januar 10 Uhr morgens ab beginnt ein ständiges Fallen, das den ganzen Tag anhält; der Stand vermindert sich von 768 auf 762. Am 28. Januar setzt sich diese absteigende Bewegung fort, am Abend ist der Stand von 762 auf 755 gesunken. Und endlich, am 29., werden 751 erreicht. Die Explosionen trafen am 28. ein, zu einer Zeit, da der Barometerstand in Lens und Saarbrücken die gleiche Tiefe aufwies; vom Vorabend bis zum Augenblick der Katastrophen sank der Barometer an beiden Orten um 6 Millimeter. Der Heroinbruch der schlagenden Wetter trat also ein nach einem empfindlichen und starken Barometerfall. Bjourdan weist darauf hin, daß diese Beobachtungen sich mit den Untersuchungen John Buddles decken; es scheint in der Tat, als ob dem Anwaschen des Grubengases ein Fallen des Wetterglases vorausginge. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß die Apparate in dem Augenblick, da die Katastrophen hereinbrachen, den Tiefstand eines „kritischen Tages“ erreichten. Die Untersuchungen sind nicht ohne praktische Bedeutung; sie lehren, daß man in den Bergwerken dem Fallen des Barometers mißtrauisch begegnen muß und daß es klug ist, sich in solchen Fällen bereit zu halten und die nötigen Gegenmaßnahmen beizeiten zu treffen. Vielleicht gibt die wissenschaftliche Ausbeutung des letzten großen Grubenunglücks, daß das Saarrevier betroffen, neue, wichtige Anhaltspunkte über die Zuverlässigkeit der französischen Beobachtungen und liefert damit eine Waffe, um die Wiederholung ähnlicher Katastrophen vorauszubestimmen und damit Menschenleben vom Verderben zu erretten.

Humoristisches.

Herr Studt! Herr Studt!
 Herr Studt! Herr Studt!
 Es geht etwas kaputt!
 Der Freisinn und die Reichspartei,
 Die ziehn zu einem Streich herbei.
 Herr Studt! Herr Studt!
 Es geht bald wer bankrott.
 Ist das Gerücht ganz trügerisch?
 Der Bedlitz schien so siegerisch . . .
 Herr Studt! Herr Studt!
 Ist alles ein Komplott?
 Der Bedlitz kannte kaum ein Maß;
 Steht hinter ihm die Wilhelmstraße?

Herr Studt! Herr Studt!
 Es geht etwas kaputt!
 (Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne veranstaltet am Sonntagabend im Mozart-Saal eine Goethe-Feier zur 75. Wiederkehr von Goethes Todestag unter Mitwirkung von Fel. Hedwig Reicher (Rezitation), Herrn Alexander Heinemann (Gesang) und des Mozartsaal-Orchesters unter Leitung des Hofkapellmeisters Paul Brill. Die Gedächtnisrede hält Dr. Bruno Wille.

— Der Kapellmeister Dr. Felix v. Kraus und seine Gattin, die Sängerin Adrienne v. Kraus-Osborne, sind nach der „Dortmund. Zeitg.“ für die Wiener Hofoper engagiert worden. Das Honorar soll für die Spielzeit von sechs Monaten 60 000 W. betragen.

— Klimts Universtitätsbilder, die zurzeit bei Keller und Reiner ausgestellt sind, werden voraussichtlich von einem Berliner Privatmanne erworben werden.

— Der große französische Chemiker Berthelot, der am Montagabend in Paris in seinem Laboratorium an einem Schlaganfall verschied, als ihm eben der Tod seiner Gattin gemeldet wurde, gehörte zu den Leuchten der französischen und internationalen Wissenschaft. Er war am 25. Oktober 1827 zu Paris geboren, wurde 1851 Assistent Vallards und 1860 Professor der Chemie an der École de Pharmacie (pharmazeutischen Hochschule). Später wurde er auch zum Mitglied des Instituts ernannt und 1881 als lebenslängliches Mitglied in den Senat gewählt, 1900 wurde er Mitglied der Akademie. Zuerst hatte Berthelot sich vornehmlich mit der Chemie der Kohlenstoffverbindungen befaßt, die Erforschung der organischen Verbindungen hat ihm weitestgehend zu danken. Er schrieb mehrere Lehrbücher über die organische auf Synthese begründete Chemie. Er zuerst stellte die Theorie der mehratomigen Alkohole auf. Nicht minder bedeutend waren seine Erfolge auf dem Gebiete der Thermochemie, in der er den Grund legte zu den Untersuchungen über die Wärmevorgänge in der Chemie. Auch die Chemie der Explosivstoffe bereicherte er. Daneben fand der rastlose Arbeiter noch Zeit zu Arbeiten über die Geschichte der Chemie. Seine umfassende Bildung befähigte ihn in hervorragendem Maße für das Unterrichtsweesen; als Generalinspektor des höheren Unterrichts (1876) und vorübergehend auch als Unterrichtsminister hat er sich bewährt.

Die französische Nation wird ihren großen Sohn gebührend ehren. Ein nationales Leichenbegängnis soll ihm zuteil werden, sein Name soll auf seinem Sitze im Senat eingegraben werden. Nicht bloß als Forscher sondern auch als Vorkämpfer des freien Gedankens, als ganzer Mensch und Bürger wird Berthelot im Gedächtnis bleiben.

— Ein neues Werk Michelangelos, eine unbollendete Pietà (Madonna mit dem toten Christus), soll in dem Oratorium von Santa Rosalia zu Palestrina bei Rom entdeckt worden sein. Das Werk, das bisher einem Nachahmer Berninis zugeschrieben wurde, soll in Technik und Auffassung eine große Ähnlichkeit mit den Spätwerken Michelangelos aufweisen. Es ist voll tiefer Schwermut und tragischer Leidenschaft.

— Italienischer Wilderschmuggel. Die italienischen Behörden sind soeben in Toskana einer weitverzweigten Organisation auf die Spur gekommen, die sich den Schmuggel mit italienischen Kunstwerken und Kunstgegenständen zur Aufgabe gemacht hat. Wie man weiß, hat die italienische Regierung, um die Kunstschätze dem Lande zu erhalten, ein Ausfuhrverbot erlassen für alle älteren Kunstwerke. Die Leitung der nun entdeckten Organisation soll ein italienischer Graf in Händen haben, der in Paris lebt; besonders die Schätze von Vistozja, Siena und Arezzo waren bisher Gegenstand dieses Kunsthandels. So soll, wie die „Razione“ erzählt, zu legt ein berühmtes Altarbild aus dem Dome von Vistozja von dieser geheimen Gesellschaft für das Britische Museum angelauft worden sein. Die Zeitungen fordern von der Regierung strengste Maßnahmen gegen Verschleppung des nationalen Kunstbesitzes.

— Die Leser der „Post“ und ähnlicher Organe zu belehren, geht über unsere Aufgabe und unseren Ehrgeiz. Die tapferen Vorkämpfer reinster Wissenschaft behaupten zurzeit, unsere Notiz über „Torpedo, Granaten, Kartuschen“ wäre voll größten Unsinns u. dgl. Zum Teil sollen die interessantesten Mordwerkzeuge größer, zum Teil kleiner oder auch schneller sein, als bei uns zu lesen stand. Möglich. Aber das ist nicht das Entscheidende. Die Sozialdemokratie will natürlich systematisch verhegen und die Massen absichtlich falsch unterrichten, auch im Feuilleton. Wenn die schlechten Musilanten, die nicht einmal ihr gelerntes Verleumdungshandwerk verstehen, nur wüßten, daß unsere harmlose Notiz einer gut bürgerlichen Korrespondenz entstammte! Die Herausgeber dieser Korrespondenz möchten die Gelehrten der „Post“ gerne widerlegen und ihnen ihre Unwissenheit und Böswilligkeit nachweisen. Uns ist jedoch der Raum zu schade dazu.